



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Leibnitz und die Kirchenvereinigung. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leibniz und die Kirchenvereinigung.

2.

Oeuvres de Leibnitz, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux avec notes et introductions par A. Foucher de Careil. Paris, Didot. — 2 Bd. 1859. 1860.

Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, ein Briefwechsel, herausgegeben von Chr. v. Rommel. 2 Bd. 1847.

Ehe wir in unserm Bericht weitergehn, wird es zweckmäßig sein, den allgemeinen Eindruck des Bisherigen zu vergegenwärtigen.

Die Jahre, in welche die Unionsverhandlungen fallen, waren überreich an theologischen Streitigkeiten. Auf den Kampf der Orthodogie gegen die Helmstädter folgte der noch wüthendere gegen die Pietisten, dessen Blüthenzeit die Jahre 1689—1722 umfaßt, dessen Nachwirkungen zwar noch länger dauern, der aber durch den Krieg gegen die Nationalisten, d. h. gegen die Schule Leibniz', in den Hintergrund gedrängt wird, bis endlich, nach dem Auftreten von Klopstock, die ganze Theologie den poetischen Controversen Platz macht. — Wer in der traurigen Lage war, die ungeheuern Actenstücke der pietistischen Händel durchblättern zu müssen, wird ungefähr das Gefühl haben, als wenn er sich in einer Schenke befand, wo schlechter Tabak geraucht wurde, durch den Geruch von Bier und Branntwein gewürzt. Ganze „Miskarren von Schimpfwörtern“ fallen von links und von rechts, und der Eifer der wuthentbrannten Kämpen ist bei weitem größer als ihre Vernunft; nur selten trifft man auf ein Wort von tieferer Einsicht, auf höhere, wahrhaft menschliche Gesichtspunkte. Beide Parteien poltern heraus, was sie gelernt; und man erinnert sich an die gleichzeitigen akademischen Sitten, an die wüsten Anflätereien des Pennalismus: wie die Jungen so die Alten; nur daß die Letzteren sich auf die Druckerschwärze beschränken. — Ganz anders wird die Atmosphäre, wenn man Leibniz' Briefwechsel aufschlägt. In Ausdrücken und Gedanken das feinste Parfum; die Gegner eröffnen das Duell mit den zierlichsten Complimenten; hin und wieder sitzt ein Stoß, aber das Fleuret ist ohne Spitze, man will nur seine Fechterkünste zeigen, nach den strengsten Regeln der edlen Kunst; hat man dem Gegner einmal die Klinge aus der Hand

geschlagen, so beeilt man sich, sie bei der Spitze aufzuheben und mit einer Verbeugung ihm wieder zu überreichen. Nur selten ein hitziger Ausdruck; nie gemeine Roheit, man glaubt sich in eine andere Zeit versetzt. — Aber die Sache hat noch eine andere Seite. — Dort in der Schenke, so wüßt es zugeht, hat man das Gefühl der Realität; es ist deutsches Leben, das verworren und unschön, aber doch mit Wärme, mit völliger Betheiligung des Gemüths, sich regt: hier im Salon wissen wir nicht, um was es sich eigentlich handelt. Dieser Aufwand von Geist und Scharfsinn und doch kein eigentlicher Zweck! — Damit hat man zugleich das Verhältniß Leibniz' zu Spener, Thomastius u. s. w.: durch seine Bildung stand er über, d. h. auch außer seiner Zeit; seine Wirksamkeit konnte nur der Zukunft gelten. Und diese erfolgte in der That erst durch Wolf, dann durch Lessing: und wäre Goethe nicht zufällig auf Spinoza gerathen, so wäre er der unmittelbarste Nachfolger von Leibniz geworden. Denn an Talent sehr verschieden, zeigt der Geist dieser Männer eine ganz wunderbare Verwandtschaft: es läßt sich das im Einzelnen begründen.

Leibniz hatte nicht immer, aber von Zeit zu Zeit ein Bewußtsein dieser Stellung: viel deutlicher als in den Verhandlungen mit Bossuet tritt das in den Briefen an den Landgrafen Ernst hervor. — Der alte Herr zählte jetzt (1691) 68 Jahr; nach einem wilden abenteuerlichen Leben hatte er sich auf seiner Feste Rheinfels zur Ruhe gesetzt, sammelte eine große Bibliothek, die leider kurz vor seinem Tode verbrannte, und führte eine Correspondenz von unglaublicher Ausdehnung, über politische und religiöse Angelegenheiten, in einem Französisch, wie es weder vorher noch nachher je geschrieben ist, und von dem aus einem Brief an Leibniz, 18. December 1691, hier eine Stelle stehn mag. Vorher macht er den Leibnizischen Unterschied zwischen formellen und materiellen Kezern lächerlich. *Nous autres Catholiques, c'est à dire ceux qui s'entendent à la religion et à son intérêt, tenons une tout autre conduite; à savoir de ne vouloir avoir l'enfant partagé ni fendu ou tué; je veux dire, il vaut et faut bien mieux, que tous les de nous devoyés (die von uns Abgeirrten) aillent je ne sais où (d. h. zum Teufel), que non, que pour une paix plâtrée, pour ne dire je ne sais quoi, prejudicier au reste et au principal d'auprès de nous (wie Spinola); laissons, pour le dire franchement, plutôt aller les Protestans (puisqu' aussi bien ils le veulent ainsi et que s'en est déjà fait) là où ils veulent (d. h. wieder zum Teufel), que par un je ne sais quel plus mal que l'hérésie même maudit syncrétisme infecter ce qui nous reste du débris et naufrage de la moitié quasi de l'Europe.* Bossuet hatte sich höflicher ausgedrückt, aber im Ganzen hatte er dasselbe gesagt. Gleichzeitig schrieb der Landgraf gegen Leibniz, Seckendorf und Rudolf eine Satire, de trifolio Lutherano, in welcher er es von

Leibniz dahingestellt sein ließ, „ob solcher Gott weiß auf was für einen Trieb und Respect über das und soviel Raffiniren nicht in Indifferentium gerathen sei, daß man nicht eben wie der h. Hieronymus vormals von Ruffino gesagt, gleichfalls von ihm billig sagen könne: Quisquis est, noster non est“.

Seinen Correspondenten gegenüber hatte der alte Herr mit seinen Befeh-
rungsversuchen, so eifrig er sie fortsetzt, kein Glück: er hat keinen Einzigen zu seiner Kirche herübergezogen. Ein größerer Erfolg wurde ihm bei einer andern Classe: junge Mädchen von 14—18 Jahren, die er seit 1671 auf seinem Schloß hielt und zuweilen auch mit nach Venedig nahm. Er wünschte von ihnen caressirt zu sein, aber durchaus in Ehren, wie er sehr ernsthaft versichert; gewöhnlich entließ er sie, befehrt und mit einer reichen Aussteuer versehen, in ihre Heimath. Im Februar 1692 heirathete er, 69 Jahr alt, ein siebenzehnjähriges Fräulein zur linken Hand. Ueber die Ehe dachte Leibniz noch freier; was er den Katholiken am heftigsten vorwarf, war das Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe: er wies mit vollem Recht auf die unsittlichen Folgen hin, die daraus entsprangen, (z. B. Rommel II. S. 391—92) und kam mehrmals auf die Berechtigung der Vielweiberei zurück, wenigstens in Ausnahmefällen: schon weil man dadurch die Aftaten viel leichter werde zum Christenthum bekehren. Der Landgraf fand die Ansicht theologisch nicht correct, aber im Ganzen war er auch dafür.

Leibniz machte ihn (December 1691) darauf aufmerksam, daß die Vereinigung zwischen Rom und Augsburg um so denkbarer sei, da die Kirche in ihrem Schooß doch auch die Jansenisten und Molinisten ertrüge, die weit mehr von einander abwichen: denn die (theoretischen) Streitigkeiten zwischen Jenen seien nur speculativer Art; während diese sich auf das Wesen der Frömmigkeit bezögen. Denn ob die Liebe Gottes zur Seligkeit nothwendig sei, das zu wissen sei viel wichtiger, als die Frage, ob und wieviel Brod sich in Fleisch verwandle. Ueber solche Ausdrücke wurde der Landgraf etwas wild: „es ist nichts so absurd, schreibt er 18. Januar 1692, als zu glauben, daß die von einigen Lutheranern Spinola gemachten Anerbietungen nur im kleinsten Punkt haltbar seien; man sollte sich schämen daran zu denken, als könnten wir in einem Concil verheiratheten Superintendenten den Zutritt verstaten: à quoi songez-vous, mon bon Mr. Leibnitz, de croire qu'en cela je sois de votre sentiment et désir? — Desto schlimmer! antwortet Leibniz (30. Januar), wenn man um solcher Spitzfindigkeiten willen die Einigung verzögert, durch bloße Machtsprüche ohne Gründe. Freilich ist es von den Protestanten unhöflich, den Papst den Antichrist zu nennen: soviel aber ist gewiß, daß es in der Kirche nichts Schlimmeres gibt, als einen schlimmen Papst. Freilich ist die Union zwischen Augsburg und Genf leichter als die zwischen Augsburg und Rom: denn dort handelt es sich nur um speculative Fragen, hier um praktische (jezt end-

lich sieht es Leibniz ein!), und das will viel mehr sagen. Auf Chimären ist die römische Praxis gegründet, aber aus diesen Chimären sind wirkliche Uebel hervorgegangen, denen die Reformation wenigstens zum Theil abgeholfen hat, indem sie sich der alten Kirche wieder näherte. Rom ist nicht bloß gegen die „Keger“ hart, ich wollte z. B. Arnauld nicht rathen, nach Rom zu gehn; die Luft ändert sich dort zu rasch je nach der Laune der Päpste. — Die Katholiken, Lutheraner und Socinianer folgen jede zu einseitig einem Princip: der Tradition, der Schrift, der Philosophie; alle diese Principien sind gut, aber man kann sie mißbrauchen, und daher kommen die Irrthümer. — Das ist stark! antwortet der Landgraf 29. Febr.: *mais ne doutez que je ne vous la paye avec usure en son temps, dann es seind brocken darinne, je veux dire de pillules d'une un peu trop dure digestion pour moi, quoique votre bon ami.* — Da man seine Verhandlungen mit Spinola noch immer mißverstehet, antwortet Leibniz diesmal deutsch, 31. März: „Ob ich schon zweifle, daß die Sache gestalten jezigen Umständen nach vollkommen thunlich, ja vielmehr das Gegentheil glauben müsse, so hielte ich sie doch dessen ohngeachtet vor nützlich und wichtig, weil damit ein Grund gelegt würde, darauf vielleicht die Nachwelt bauen könnte; und sei die Frage demnach nicht *de praxi* sondern *de theoria*: wenn nämlich die Gemüther der Menschen dazu geneigt wären, ob alsdann eine solche Art der Vereinigung mit gutem Gewissen geschehn könnte, und folglich (*positis ponendis*) den Gesetzen der christlichen Liebe nach geschehn sollte. Ohngeachtet ich mich nun zum öftern erkläre, daß dies die eigentliche Frage sei, so hilft doch alles nichts, man fällt immer wieder auf *allogria* und will mir mit Gewalt aufbürden, ich hielte die Sache anjese für *practicabel* und hoffbar; und disputirt angeblich dagegen, anstatt mit Ja oder Nein auf den Hauptpunkt zu antworten. — Wenn man sagt: „daß einige vornehme Doctores ganz milde Interpretationen des Tridentiner Concils gegeben, sei nicht dahin angesehen, als wollten sie solches alteriren, sondern allein um den Protestirenden den Weg zu erleichtern, damit sie sich demselben unterwerfen mögen,“ so finde ich solche Worte etwas dunkel und mißlich. Entweder die mildere Erklärung seynd dem wahren Verstand des Concils entgegen oder nicht: seynd sie dagegen, so folgt eins von beiden, entweder diese Doctores wollen das Concil alteriren, oder sie wollen die Protestirenden betrügen; seynd sie nicht entgegen, so muß man nicht sagen, sie gelten nur solang bis man den Zweck erreichte, sondern man muß sie unter den römisch-katholischen selbst ausbreiten und dadurch den Weg zur Einigkeit bahnen.“ — Der Gegensatz war zu stark geworden; die Briefe werden kühler und kürzer, doch dauern sie fort bis unmittelbar an den Tod des Landgrafen, 12. Mai 1693.

Zwischen Spinola, Molanus, Leibniz, der Herzogin Benedicte (z. B.

30. Mai, 2. Juli 1694) dauerten die Unterhandlungen immer fort. Leibniz kam wieder auf den Gedanken, den er schon einmal vor acht Jahren ausgeführt: er schrieb unter der Maske eines Katholiken das *Judicium doctoris catholici de tractatu reunionis* (II. S. 46—64), das er nach vorhergehender Berathung mit Molanus 5. Juli 1694 an Spinola übersandte, mit der Aufforderung, seinerseits unter der Maske eines der Union geneigten Lutheraners eine ähnliche Schrift zu verfertigen, so daß die Rollen sich tauschten: je mehr sich nun in beiden die Ideen näherten, desto leichter würde für die Zukunft die Einigung werden. Das Project fand bei Spinola (22. November) großen Beifall; aber er starb darüber 12. März 1695. Nach dem, was wir oben erfahren, war das Ganze doch nur ein geistreiches Spiel. Ein humoristischer Brief an Sophie (6. December 1694) läßt über die Stimmung des Philosophen keinen Zweifel, wie denn überhaupt, wo die beiden sich vertraulich unterreden, die heiligen Dinge ziemlich frivol behandelt werden; mitunter möchte man sagen, faunisch.

Unter diesen Umständen hatten die wohlgemeinten Bemühungen Schwester Mariens wenig Aussicht auf Erfolg. „Wenn Sie zu uns träten,“ ruft sie ihm 11. Febr. 1694 zu, „so würden Sie durch die Kraft Ihres Geistes, von Gott geleitet, ganz Deutschland bekehren.“ Leibniz lehnt (30. Mai) die persönliche Wendung entschieden ab, und fordert sie auf, Bossuet zur Antwort auf seine Frage zu bestimmen: dann würde für die künftige Einigung der Kirchen ein solider Grund gelegt sein. — Sie ist, fährt er 28. Februar 1695 fort, nur unter zwei Bedingungen möglich: 1) daß man uns nicht die Annahme von Glaubenssätzen zumuthet, die durch eine Kabale im vorigen Jahrhundert und wie zum Hohne der Deutschen eingeführt sind; 2) daß man die Mißbräuche abschafft, die dem Christenthum Schande machen. — Wenn Bossuet verlangt, man solle sich vom philosophischen Geist frei machen, so heißt das nichts anders, als man solle sich von der Wahrheitsliebe frei machen. Wenn ich Lust gehabt, mich zu bekehren, so würde es geschehn sein, als ich katholischen Herren diene; aber ich hielt es für gefährlich für das Seelenheil. — Sie selbst, Madame! denken Sie an die Gefahr Ihres Zustands! Ihre Gaben gehn weit über das Maß Ihres Geschlechts; ich habe Sie abergläubische Dinge oft mißbilligen hören. Aber das genügt nicht: man muß dafür sorgen, den Irrthum abzuschaffen, oder wenn man die Hoffnung aufgibt, muß man offen mit denen brechen, welche die Kirche Gottes entstellen, sonst nimmt man an ihrer Verdammniß Theil. — Im Gegentheil fügt man zu den alten Narrheiten noch neue: lesen Sie, Madame, selbst im *Journal des Savants* die abenteuerlichen Wundergeschichten, die ein Mensch von gesunden Sinnen sich schämen würde, in Gegenwart eines Protestanten zu erzählen! Spricht sich aber ein aufgeklärter Katholik über diese Fabeln aus, so verfällt er der Inquisition. Tout va

à soutenir la bagatelle, et à étouffer les lumières qui sont encore restées parmi vous: que serait-ce s'il n'y avait plus de protestans dont l'appréhension oblige encore un peu vos gens d'aller bride en main! Die Andacht des katholischen Volks ist ganz sinnlich; Geist und Wahrheit sind erdrückt. Wenn man bei euch vom lieben Gott spricht, so meint der Pöbel damit ein kleines weißes rundes Gebäck, welches ein Priester trägt und der Anbetung ausstellt. Um Gotteswillen, Madame! ist das etwa das höchste Wesen, das allein Anbetung verdient, und das unsere ganze Seele fordert? ist es nicht eine Schmach für dieses Wesen, sich es auf eine so unwürdige Weise vorzustellen? Solche Dinge erklären die Verachtung der Mohammedaner gegen das Christenthum. — Bossuet irrt sich, fährt er 18. April fort, wenn er glaubt, bei uns überwiege der Indifferentismus; im Gegentheil, die Eiferer herrschen bei uns. — Nicht wir sind die Schismatiker, sondern ihr! denn ihr hindert die Einigung. Der Sektengeist ist es, der eure Flüche gegen die Keger hervorruft. Das ist nicht die wahre Liebe zu Gott, wenn man seinen Nächsten nicht liebt; und man liebt ihn nicht, wenn man mit vorschnellem Urtheil ihn zum Teufel in die Hölle schießt, um dort ewig auf Gott zu lästern! Es ist ein Greuel und eine Schande, wenn man diese Lieblosigkeit erwägt! — So hat Leibniz endlich die Sprache gefunden, die ihm ziemt, und Schwester Marie bleibt nichts übrig, als an Bossuet (5. Juni 1695) einen klagenden Brief zu schreiben, und ihn zu beschwören, ihr zur Hilfe zu kommen.

Aber Bossuet bleibt taub, und einige Jahre fallen die Versuche ganz weg. Es ist Schwester Marie, die sich 22. Febr., 2. Juli 1697 zuerst wieder an Sophie wendet.*) Sie macht es dringender als je, begeht aber dabei die Ungeschicklichkeit, den vertriebenen König von England als einen Heiligen und Märtyrer zu feiern, was gar nicht im Geschmack der Kurfürstin lag, die ihre Ansprüche auf England grade auf die Vertreibung jenes Heiligen gründete. Diesmal erfolgte eine ganz spöttische Antwort. „Man muß leider,“ schreibt Sophie, „auf dem Weg zum Paradies bleiben, den uns die Vorsehung angewiesen, wenn man weder Geist zu einer bessern Wahl noch Muße hat, alles was für und wider geschrieben ist, zu lesen. Und ich denke, daß die Geistesruhe, die mir der liebe Gott gegeben, eine zu große Segnung ist, als daß ich mich unter die Zahl der Verstoßenen rechnen sollte. Auch David wollte ja nur Thürsteher im Hause Gottes sein; wie käme es mir zu, größere Ansprüche zu machen? Diejenigen, die reifer sind als ich, werden ohne Zweifel glänzendere Stellen einnehmen, denn Christus sagt, daß in seines Vaters Hause

*) Bei dieser Gelegenheit verbessern wir einen Druckfehler im vorigen Heft. Die fromme Aebtissin, deren Tugenden nach Bossuet's Ausdruck „das heilige Kloster von Maubuisson“ zum Glanz der Christenheit machten, rühmte sich nicht, vier, sondern vierzehn (uneheliche) Kinder zur Welt gebracht zu haben.

mehrere Wohnungen sind. Wenn Sie nun Ihr Gemach einnehmen und ich das meinige, werde ich nicht verfehlen, Ihnen die erste Aufwartung zu machen, und hoffe, daß es dann ohne religiöse Dispute abgehn wird. Ich glaube nicht, daß der liebe Gott dem Teufel den Ruhm lassen wird, den größern und schönern Hof zu haben, und das geschähe doch augenscheinlich, wenn bloß die Anhänger des Papstes selig werden sollten, unter denen, wie ich höre, auch nicht lauter Heilige sind. Uebrigens haben Sie eine bewundernswürdige Art, sich auszudrücken, und ich freue mich, daß Ihr Glaube Ihnen Trost gibt.“ Noch einmal, bei Gelegenheit einer Condolenz und einer Gratulation (22. Febr. 18. Dec. 1698) wiederholt Schwester Marie ihren Versuch. „Liebste!“ antwortet die alte Dame 2. Jan. 1699, „es handelt sich um den Glauben, und da hat die Vernunft keinen Theil: was Sie glauben, das wissen Sie nicht; wie wollen Sie denn andere davon überzeugen? Wenn St. Paulus, wie Sie erwähnen, nach allen seinen guten Werken noch nicht wußte, ob er Liebe oder Haß verdiene, so ist das nicht sehr tröstlich; wenn man über dergleichen zuviel grübelt, so wird man unflug. Gott sei Dank, ich traue auf Gottes Güte! es ist mir nie eingefallen, daß er mich geschaffen haben könne, um mir Böses zuzufügen; und wie würden wir ihn den lieben Gott nennen, wenn er uns gemacht hätte, um auf ewig verdammt zu werden! Ich habe grenzenloses Zutrauen zu ihm; und da ich mich bemüht habe, nach besten Kräften zu handeln, so glaube ich, daß wenn er mich anders gewollt, er mich auch anders geschaffen hätte. Was mir von den Katholiken eine ziemlich schlechte Meinung gibt, ist die Art, wie man jetzt in Frankreich gegen unsre Glaubensgenossen verfährt. Das muß eine schlechte Religion sein, die so schlechte Handlungen veranlaßt wie die Bartholomäusnacht, die Pulververschwörung, die Ermordung von Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten. Sind das etwa die guten Werke, die aus dem rechten Glauben entspringen? steht nicht geschrieben, daß der Glaube todt ist ohne die guten Werke? Ganz Deutschland, England und Holland, die von Flüchtlingen wimmeln, sind Zeugen dieser schönen Religion! Der Himmel fragt nach unsern Werken, nicht nach unsern Worten.“ — Leibniz hatte den Brief gelesen und gebilligt, und fuhr doch grade in dieser Zeit in seinen Unterhandlungen fort.

Zwei jüngere Söhne Sophiens, Maximilian und Christian, durch die von Ernst August errichtete Primogenitur von der Thronfolge ausgeschlossen, und im Einverständniß mit dem Herzog Anton Ulrich in beständiger Opposition gegen ihren Vater, standen in kaiserlichen Diensten; man meldete schon im März 1695, Maximilian sei in Italien katholisch geworden. In einem Schreiben an seine Schwester, die Kurfürstin von Brandenburg, 5. Sept. 1697, stellt er es in Abrede. *Il est vrai que j'aime fort le changement, mais ce n'est pas dans la religion où je le cherche. S'il y aurait des couronnes*

de reste, ou quelque grand avantage à faire, peut-être qu'on aurait raison d'avoir de semblables soupçons, puisqu'il ne serait pas blâmable que je songe à mes affaires le mieux que je puis, et que je cherche les moyens pour me bien établir. Mais ce bruit n'a pour but que la seule religion, et je ne suis pas assez dévot pour donner dans ce panneau sans savoir pourquoi ni pour quelle fin. Si vous m'auriez dit que je gagnerais par là 50,000 écus de revenu, je vous aurais donné toute la raison du monde de croire ces sortes de bruits, mais, cela n'étant point, je ne sais ce que je vous y dois répondre. Ne savez-vous pas que l'intérêt et la religion ont toujours été de si fidèles compagnons qu'on ne peut pas les séparer? . . . Mais, pour finir mon discours, je vous assure et vous promets que je vivrai autant pauvre luthérien jusqu'à ce que je puisse devenir riche catholique. Das Interessanteste an diesem Brief ist, daß — Maximilian wirklich übergetreten war!! (Vgl. Havemann's Geschichte von Braunschweig und Lüneburg III. S. 317. 364. 386. 314: der Verfasser scheint diesen Brief nicht gekannt zu haben). — Ehrbarer drückt sich der jüngere Sohn (12. Oct. 1697) gegen seine Mutter Sophie aus, die ihn scheint zur Rede gestellt zu haben: ce ne seraient jamais les biens ni les couronnes qui me feraient catholique, à moins que je ne fusse bien persuadé de faire plutôt mon salut en cette religion qu'en celle où je suis. Ce n'est pas que je ne croie qu'on peut aussi aisément être sauvé dans une religion qu'en l'autre, mais c'est que j'offenserais le bon Dieu en changeant mes manières de l'adorer purement pour l'argent.

Kronen thaten viel bei den Fürsten in jener Zeit, wo das Volk so sehr theologisch war. Eben war um der Krone Polens willen der erste protestantische Fürst Deutschlands August der Starke, Kurfürst von Sachsen, übergetreten. „Ihr großer Kurfürst, schreibt Leibniz 4. Juni 1697 an einen Vertrauten des brandenburgischen Ministers Dandelmann, ist jetzt das Haupt der Protestanten im Reich. Ich zweifle nicht, daß man mit Ernst bei Ihnen an das denkt, was zur Erhaltung der Protestanten wesentlich. Man muß unter anderen daran arbeiten, jenes eitle Phantom der Trennung zwischen den beiden protestantischen Parteien zu zerstreuen.“ „Die Sache, setzt er 7. Oct. hinzu, ist nothwendiger als je, und auch ausführbarer als je.“ Zunächst käme es auf eine politische Einigung an, unter der Direction Brandenburgs; in kirchlicher Beziehung dürfe man nur gegenseitige Toleranz empfehlen; zu diesem Zweck habe er soeben die Berufung zweier Theologen aus der calixtinischen Schule, Andr. Schmidt aus Jena und J. Fabricius aus Altdorf durchgesetzt. Die völlige Einheit dagegen sei kaum durchzuführen. „Gewiß ist, daß man sich über das Abendmahl nicht leicht einigen wird, weil eine wahre Meinungsverschiedenheit stattfindet; und obgleich der Streit über die Prädestination nur von Mißverständnissen herrührt,

so gibt es doch Unzählige, die man niemals davon überzeugen wird. Ich glaube aber, daß diese Verschiedenheit in den Meinungen diejenige Einheit, welche man wünscht, nicht hindert. Doch soll man den aufgeklärtesten Geistlichen zu verstehn geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß ist, als er in den Formen äußerlich erscheint. Die Politiker müssen den Anstoß geben, aber man braucht der Theologen, um auf das Volk zu wirken und auf die Vorurtheilsvollen, die auch in den höhern Kreisen nicht selten sind.“ Aber in Berlin wollte man weiter gehn. Hier, wo der Hof reformirt und das Volk lutherisch war, hatte man ein lebendigeres Interesse an der Union, und der Kurfürst beauftragte seinen Hofprediger Jablonski, sofort die Präliminarien einer vollständigen Union aufzusetzen. Jablonski's Gutachten ging dahin, daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache zur Trennung sei; dies Gutachten brachte der große Gelehrte Ezechiel von Spanheim, der als brandenburgischer Gesandter nach Paris ging, noch im Dec. 1697 nach Hannover. „Ich glaube nicht, schreibt Leibniz 17. Dec. nach Berlin, daß man auf diese Art anfangen müsse, die Sache in Gang zu bringen.“ Doch übernahm er, mit Molanus, Fabricius und Schmidt, die berliner Denkschrift zu überlegen und sich darüber vernehmen zu lassen. Die helmstädter theologische Facultät erklärte sie in einem Gutachten 16. März 1699 für eine „fromme, orthodoxe, genaue, gründliche, mäßige und für den Zweck des Kirchenfriedens geeignete Schrift“.

Inzwischen hatte Leibniz schon 26. Nov. 1697 im Auftrag des Kurfürsten Ernst August und des Herzogs Anton Ulrich den helmstädter Abt Galigt aufgefordert, die Abhandlung seines Vaters *de tolerantia reformationum ecclesiastica* mit einer Vorrede in gleichem Sinn neu herauszugeben, und brachte diese Schrift 10. Dec. fertig aus Wolfenbüttel mit. Molanus, dem er sie mittheilte, war ebensowenig damit zufrieden als Leibniz, beiden lag im Stillen noch immer die allgemeine Union vor Augen. Er trieb fortwährend die Helmstädter an, ausführlicher einzugehn, und beschwichtigte jeden theologischen Zweifel durch die Autorität des Hofes oder vielmehr der beiden Höfe, denen er diente. *) Denn seit 1691 hatte er auch die Bibliothek in Wolfenbüttel erhalten. Seine Stellung war nicht ganz klar: Anton Ulrich intriguirte mit den jüngeren Söhnen Ernst August's gegen die händversche Primogenitur, und mit andern Fürsten gegen die Kurwürde des jüngern Hauses. Es war so weit gekommen, daß Ernst August, der, wo es

*) Auch mit Peter dem Großen war er Juli 1697 in Berührung gekommen, und haute auf ihn große Hoffnungen in Bezug auf die Organisation naturwissenschaftlicher Beobachtungen in Asien; seine Briefe an Fabricius und Schmidt sind voll davon, z. B. II S. 116. 123. 125.

ernst war, sehr ernst zu sein verstand, den Vertrauten der Prinzen und Anton Ulrichs, den Jägermeister Moltke 5. Dec. 1691 verhaften und 15. Juli 1692 hinrichten ließ: ein Ereigniß, das Leibniz in seinen Briefen an den Landgrafen Ernst zum großen Verdruß dieses Herrn, der gegen ihn immer offen war, nur ganz leise berührt. Nun starb Ernst August 23. Jan. 1698, 69 Jahre alt; zu seinem Nachfolger, dem mürrischen und mißtrauischen Georg (damals 38 Jahr alt und seit neun Jahren von seiner Gemahlin nach dem bekannten Königsmarkschen Vorfall geschieden), hatte Leibniz gar kein Verhältniß; es ist natürlich, daß vorläufig der Einfluß Anton Ulrichs überwog. Im besondern Auftrage dieses Fürsten verlangt er von Fabricius 22. Februar 1698, „majoris charitatis causa“ in die helmstädter Denkschrift folgenden Passus einzuschreiben: „Da Gott ein Gott der Ordnung und die Einheit der Leitung und Hierarchie der Einen katholisch-apostolischen Kirche göttlichen Rechtes ist, so folgt daraus, daß ebenfalls göttlichen Rechtes ein geistliches Oberhaupt sei, innerhalb gerechter Schranken, *directoria potestate omniaque necessaria ad explendum munus pro salute Ecclesiae agendi facultate instructus, tametsi locus et sedes hujus potestatis in metropoli Christiani orbis Roma ex humanis considerationibus placuerit*. Sollte Calixt sich sträuben, so soll er dem Herzog ausführliche Gründe vorlegen (31. März); dafür wird der Herzog auch allen Theologen den Besuch seiner Landesuniversität vorschreiben (14 April); auch Molanus billigt ganz seine Distinction zwischen dem göttlichen Recht der Sache und dem menschlichen Recht der Localität. In dieser ganzen Correspondenz beträgt sich Leibniz als Bevollmächtigter des Herzogs.

Der Kaiser mahnt wieder wegen der Kircheneinigung; er hat einen Nachfolger Spinolaß, einen Grafen Buchheim, bevollmächtigt. Leibniz schreibt eine neue französische Denkschrift (II. 168—189), von Molanus unterzeichnet, 27. August 1698 aus Loffum datirt, über die Bedingungen des Friedenswerks. Sie geht vom alten Standpunkt aus, ist systematischer ausgearbeitet als die frühern, und bietet große Zugeständnisse, denen sich die helmstädter Theologen unbedingt anschließen, wie wir aus einem Brief von Fabricius, 21. December 1699 ersehn, der nicht bloß das Zustandekommen der Einigung für möglich hält, sondern nicht einmal verlangt, daß der Papst seine Infallibilität aufgebe. Auch mit einem römischen Cardinal (December 1698) verhandelt Leibniz darüber. Was aber am meisten befremdet, ist eine lateinische Denkschrift (*Irenica* II S. 546—559) von Leibniz' Hand, wieder unter der Maske eines Katholiken, wo hauptsächlich hervorgehoben wird, daß den protestantischen Pfarrern die Priesterweihe durch Handauslegen fehle, die in der ersten Kirche seit der Apostelzeit in ununterbrochener Folge sich fortpflanze, und daß sie daher keine echten Priester seien. Der beständige Refrain dieser fast lyrisch gehaltenen Apotheose des Friedenswerks ist das apokryphische Wort des hl. Johannes:

„Kindlein, liebet einander!“ das bekanntlich auch Lessing Gelegenheit zu einer seiner interessantesten kleinen Schriften gegeben hat.

Es ist schwer diesen Proteus zu fassen: er tastet nach allen Seiten hin, und scheint über das Ziel seiner Experimente selber nicht klar geworden zu sein. In einem Brief an Fabricius, 1698, erklärt er seine Ueberzeugung, es sei ein eitles Unternehmen, die Doctrinen vermitteln zu wollen. Er habe nur für die bürgerliche Duldung gearbeitet, denn das werde man nie erreichen, daß sich die Doctoren der beiden Parteien nicht gegenseitig verdammen. „Wenn es nur ohne Beleidigungen geschähe! Ich selber kümmere mich wenig um die Doctrinen; ich habe immer geglaubt, das Werk sei von den Politikern, nicht von den Theologen auszuführen: man lasse diesen ihre Sitten und Gebräuche, aber zwingt sie zum Frieden.“ — An Hiob Ludolf schreibt er, 26. Juni 1698: „unsre Hoffnungen sind gering; und doch, wenn 5—6 Menschen es wollten: Ludwig der Vierzehnte, der Kaiser, der Papst, ein paar protestantische Fürsten, so wäre es geschehn! Vielleicht geschieht es im folgenden Jahrhundert.“

Sehr übel war es für die Unionisten, daß im Frieden von Ryswick die Clausel aufgenommen war, die von Frankreich an den Kaiser zurückgegebenen Stücke vom Elsaß und Breisgau sollten ihre neuen katholischen Einrichtungen behalten. Diese offenbare Beeinträchtigung der Protestanten hatte gerechten Zorn erregt; mit dem Urheber der Dragonaden in Unterhandlung zu treten war gefährlich. Und doch geschah es von Leibniz.

Nach langer Unterbrechung finden wir 16. Oct. 1698 wieder einen Brief an Bossuet, vermittelt durch den französischen Gesandten am braunschweiger Hof, Du Héron. Er knüpft an die alten Verhandlungen an, und lobt Bossuet wegen seines Kampfs gegen die falsche Mystik: es ist zeitgemäß, denn die Krankheit greift immer mehr um sich; unsere Pietisten erregen ebensoviel Lärm als eure Quietisten. Freilich darf man der wahren Andacht nicht zu nahe treten, wol aber ihren Ausschweifungen.*) — Dieser Brief soll nur eine Einleitung sein; es ist mehr im Werke.

Leibniz setzt, 8. Nov. 1698, dem Herzog Anton Ulrich einen Brief für Ludwig den Vierzehnten auf, in welchem dieser König von den bisherigen Unterhandlungen unterrichtet und um die Wiederaufnahme derselben ersucht werden sollte. Doch wäre es zweckmäßig, die Sache nicht bloß den Geistlichen zu überlassen, da Bossuet vor vier Jahren ohne Grund abgebrochen habe; man möge ihm einen Staatsmann, einen von den Vorkämpfern der gallicanischen Kirche zugesellen. Die Herren von der Kirche — allen Respect

*) Auch mit der alten Dame Scudéry, die für unsern Philosophen schwärmte, wird in dieser Zeit ein lebhafter Briefwechsel geführt; Leibniz gibt sich u. a. dazu her, den Tod ihres Papagei's zu besingen. II. 219—20. 508—9. Intr. S. 23. 25.

vor ihnen! — seien zu sehr an das Predigen gewöhnt. — Frankreich, gleichfalls durch ultramontane Intriguen bedroht, habe die Aufgabe, zwischen Deutschland und Italien zu vermitteln. — Der Brief wurde durch Du Héron an den französischen Minister Torcy geschickt, und dieser gab ihn an einen, für den er am wenigsten geschrieben war, an Bossuet. — Der Prälat bewahrte eine sehr gute Haltung (11. Jan. 1699): die Verhandlungen seien 1694 nur durch den Krieg unterbrochen, er sei bereit, sie unter den von Leibniz gestellten Bedingungen, die er ganz zweckmäßig finde, wieder aufzunehmen. Anton Ulrich sprach sich (25. Jan.) sehr glücklich darüber aus; Leibniz selbst war nicht ganz ohne Verlegenheit.

— Um keinen Umstand auszulassen — grade in dieser Periode fragte Leibniz, zum Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften ernannt, nach allen Seiten darüber an, ob diese Stellung nicht mit einem Gehalt verbunden werden könne? — (II. 239—40. 250.) —

Die Verlegenheit lag zum Theil darin, daß der französische Gesandte beiläufig bemerkte, König Ludwig behalte sich vor, in die Papiere der zu eröffnenden Verhandlungen selbst Einsicht zu nehmen: — also eine Correspondenz mit Ludwig dem Bierzehnten! — Molanus selbst fand doch für nöthig, den Freund zu erinnern, ob er nicht erst bei seinem Landesherren um Erlaubniß einkommen wolle? — Und in diesem Sinn beschied denn Leibniz in der That den französischen Prälaten, indem er hinzusetzte, es sei ihm übrigens eine große Ehre, den Briefwechsel wieder aufzunehmen, und noch dazu unter den Augen eines Monarchen, „der fast alles kann, was Menschen überhaupt können“. *Humanum paucis vivit genus: un petit nombre de grands princes contient éminemment pour ainsi dire tout le reste du genre humain.* — Aber er zögerte, ehe er es wagte, sich an den Kurfürsten zu wenden: es sind mehrere Brouillons da, eines französisch, das andere deutsch; die Gründe stimmen in beiden nicht überein. In dem einen (datirt 28. Febr. 1699) will Leibniz „nur dieses anführen, daß ob zwar wenig Hoffnung zur Wiedervereinigung zu unserer Zeit, dennoch dienlich sein würde, zuvörderst seine gute Neigung zu zeigen und alle Schuld der ferner anhaltenden Trennung von sich zu wälzen . . . auch zu verhüten, daß die römische Partei künftig solche unbedingte Reuniones, wie anjeho geschieht, erhalten möge;“ in dem andern wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen, dem Herzog Anton Ulrich den Vorsprung bei Ludwig dem Bierzehnten abzugewinnen. Beide Schreiben enthalten die unrichtige Behauptung, die Unterhandlung sei von französischer Seite aufgenommen. An den französischen Gesandten schreibt Leibniz 24. März 1699: „ich darf die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit dem Herzog Anton Ulrich aufzuwarten, nicht mißbrauchen, weil man sie mir sonst ganz und gar entzieht. Meinem Kurfürsten gegenüber bedarf es der größten Vorsicht. Schon

habe ich mir einen scharfen Verweis wegen einer ähnlichen Uebereilung zugezogen.“

Es spielte noch etwas anderes hinter den Couliſſen, was dem gegenwärtigen Herausgeber der Werke Leibniz' nicht bekannt ist. — Unmittelbar nach dem Tode Ernst August's hatten die jüngeren Söhne, der lustige Maximilian voran, hauptsächlich auf das Anstiften Anton Ulrichs, gegen die Thronfolge ihres Bruders protestirt, sich beim Kaiser beschwert und September 1698 ein Bündniß mit Dänemark geschlossen, dem Anton Ulrich 23. Mai 1699 seine Unterschrift gab. Derselbe Anton Ulrich war die Seele der „correspondirenden Fürsten“, welche die Kurwürde Hannovers rückgängig zu machen suchten; er hatte unter Vermittlung Du Héron's, 28. September 1698, mit Ludwig dem Vierzehnten ein Bündniß auf drei Jahre abgeschlossen, das ganz deutlich gegen Hannover gerichtet war, und dem 4. April 1699 auch August der Starke für Sachsen und Polen beitrug. Wenn man erwägt, daß wegen derselben Zweideutigkeiten vor sieben Jahren der Jägermeister Moltke hingerichtet war, so wird man begreifen, daß Leibniz auf einem sehr schlüpfrigen Boden stand; um so mehr, da seine Beschützerin Sophie im Stillen die Wünsche ihrer jüngeren Söhne begünstigte.

An diesen Intriguen war es noch nicht genug. Mit dem Tode ihres Gemahls Ernst August war der Einfluß Sophiens auf die hannoverschen Geschäfte geringer, dagegen die Beziehung zu ihrer Tochter Sophie Charlotte, der Kurfürstin von Brandenburg, inniger geworden. Unter der Vermittlung dieser beiden Frauen hatte Leibniz seine Bemühungen um Gründung einer Akademie in Berlin begonnen; zugleich hatte er sich an den Unionsplänen zwischen den beiden protestantischen Kirchen wieder betheiligt. Er hatte mit Molanus (Anfang 1698) eine *Via ad pacem* abgefaßt, und, um den einflußreichen Spener zu gewinnen, für diesen ein *Tentamen irenicum* aufgesetzt, ohne ihn jedoch von der Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens zu überzeugen. 5. März 1698 hatte der Hofprediger Jablonski an Leibniz geschrieben, er sei ganz der Mann, das Geschäft zu leiten, und war im Auftrag seines Kurfürsten im Sommer nach Hannover gekommen, um mit ihm und Molanus persönlich zu conferiren. Sie hatten ausgemacht, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubenspunkt nicht berührten, und daher geduldet werden könnten; die Ceremonien sollten freigestellt werden, und die beiden protestantischen Kirchen im Gegensatz zur katholischen zusammen die evangelische heißen. Die Verhandlungen wurden zwischen beiden schriftlich fortgesetzt. — In diesem Augenblick erfolgte der Sturz des bisher allmächtigen Oberpräsidenten Dancelmann (noch 1698). Sofort setzte Leibniz eine Denkschrift auf, es sei von der größten Wichtigkeit, zwischen Mutter und Tochter einen dauernden Zusammenhang herzustellen,

pour maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien des deux maisons u. s. w. Freilich müßte das Geschäft mit der größten Delicateffe geleitet werden, um nicht die Eifersucht des Kurfürsten zu erregen: denn auch Dankelmann sei wol aus keinem andern Grunde gefallen, als weil er demselben zu mächtig geworden sei. Eine Person, die keinen Verdacht erzeuge, müsse zwischen beiden Damen hin und hergehn. Pour cet effet je ne saurais nommer un autre que moi. Er zählt seine wissenschaftlichen Verdienste auf, und setzt hinzu, die Errichtung einer Akademie in Berlin sei für ihn das unverdächtigste Mittel, sich in Berlin aufzuhalten und dort im Sinne Sophiens zu wirken. In der That suchte Jablonski (September 1699) ihm die Stelle Pufendorfs zu verschaffen; aber Sophie Charlotte hatte nicht den Ehrgeiz, sich politischen Einfluß zu erwerben; es war ihr interessanter, sich mit Leibniz über die beste Welt, die Monaden und die prästabilirte Harmonie zu unterhalten, womit dieser dann endlich auch zufrieden war. Die Unterhandlungen über die Union dauerten fort, doch bemerkte der brandenburgische Minister Fuchs (19. September 1699), es walteten besondere Hinderungen ob, als die Kalt Sinnigkeit zwischen den beiden Höfen, der Geist des hannoverschen Hofes, und sonderlich die Härte des lutherischen Klerus, welche fast unüberwindlich schien. — Wie dem auch sei, wenn es Leibniz um etwas mehr zu thun war, als um ein speculatives Spiel mit Ideen, so konnte er nicht gleichzeitig die Union mit den Katholiken und mit den Reformirten betreiben; denn praktisch schloß sich beides einander aus; im System seiner prästabilirten Harmonie freilich gehörte beides zusammen.

Der Briefwechsel mit Bossuet nahm auch bald einen rein theoretischen Charakter an. Leibniz, von Anton Ulrich zur Fortsetzung desselben gedrängt, fragte 11. December 1699, ob die Offenbarung zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen sei oder immer fortdauere? durch wen der Umfang dessen, was zur Offenbarung gehöre, bestimmt werde? durch Concilien oder durch den Papst? das Tridentiner Concil habe mehrere biblische Schriften für kanonisch erklärt, die früher nicht dafür gegolten. — Bossuet gibt 9. Januar, 30. Januar eine sehr ausführliche Antwort. — Die Offenbarung ist abgeschlossen: in der Schrift und in der mündlich aufbewahrten Tradition dessen, was der heilige Geist den Aposteln unmittelbar überliefert hat. Die zweite Frage ist gleichgiltig; entschieden wird nur: sicut Ecclesia semper intellexit. Die vom Tridentiner Concil für authentisch erklärten Bücher haben immer in der Kirche gegolten; dafür werden 24 Thatsachen angeführt. — Die Schrift ist nicht das höchste; es gibt christliche Völker, welche sie in ihre barbarische Sprache gar nicht übersetzen konnten, und der hl. Augustin sagt selbst: der Mensch, welcher in Glaube, Liebe und Hoffnung lebt, bedarf der Schrift nur, um andere zu unterweisen. Die

christlichen Symbole waren nöthig, um uns eine deutliche Erkenntniß unserer Erlösung zu geben, da Gott uns dieselbe durch das Wissen vermitteln wollte, nicht durch einen blinden Instinct, wie bei den Thieren. Zu dieser umfassenden Kenntniß gehört die ganze Dogmatik; die Kirche kann nicht zugeben, daß irgend ein Punkt derselben angetastet werde. Sie ist nachsichtig gegen die Irrthümer, so lange sie sich nicht bestimmt darüber ausgesprochen hat; dann aber tritt unbedingte Verdammniß ein. Cyprian bleibt ein Heiliger trotz seiner Irrlehre, weil damals die Kirche darüber noch nicht entschieden hatte; seine Schule dagegen, die Donatisten, als verstockt, sind verdammt. *Ferendus est error, non usque adeo progredi debet, ut fundamentum ipsum Ecclesiae quaterere molliatur.* Die Ordnung der Kirche ist die Hauptsache. — Auf Betrieb Anton Ulrichs antwortet Leibniß (Mai 1700) noch ausführlicher: den 24 Thatsachen werden 122 Thatsachen entgegengesetzt. Es ist eine tiefe geistreiche und für die Wissenschaft höchst bedeutende kirchengeschichtliche Abhandlung (II. S. 314—369), welche hauptsächlich die orientalische Kirche der lateinischen entgegensezt, und der lezteren vorwirft, alle wissenschaftliche Strenge der bloßen Beredsamkeit geopfert zu haben. Der Begriff der Ueberlieferung wird einer kritischen Untersuchung unterzogen und nachgewiesen, daß ohne unaufhörliches Wunder dieselbe sich nicht rein erhalten konnte; daß der Begriff der allgemeinen Kirche, ohne bestimmtes Organ, bei dem man ihn fassen könne, ein viel zu vager sei; daß man eine Uebersetzung wie die Vulgata nicht für infallibel erklären könne, wenn das Original noch vorhanden sei; über die ersten Jahrhunderte des Christenthums werden Enthüllungen gemacht, die sehr viel Menschlichkeiten darin nachweisen; daß endlich die Neuerungen des Tridentiner Concils unannehmbar seien. *Il n'y a que la force ou bien une indifférence peu éloignée d'une irréligion déclarée qui ne se fait que trop remarquer dans le monde, qui puisse le faire triompher. J'espère que Dieu préservera son église d'un si grand mal.* — Bossuet, dem es jetzt hauptsächlich darauf ankommt, Anton Ulrich den Uebertritt zu erleichtern (der 1710 wirklich erfolgte), fordert Leibniß 1. Juni 1700, noch einmal auf: sich ernsthaft vor Gott zu prüfen, ob es ein Mittel gebe, *d'empêcher l'église de devenir éternellement variable*, wenn man voraussetzt, daß sie irren kann. Kann sie aber nicht irren, so dürfen wir auch ihre Beschlüsse nicht abändern, in der übrigens löblichen Absicht, ein Schisma zu endigen. — Für das Volk, antwortet Leibniß 3. September, sind dergleichen Argumente recht gut. *Mais quand il s'agit d'approfondir les choses et de parvenir à la vérité, ne vaudrait-il pas mieux convenir d'une autre méthode, qui approche un peu de celle des géomètres, et ne prendre pour accordé que ce que l'adversaire accorde effectivement, ou ce qu'on peut dire déjà prouvé par un raisonnement exact? C'est de cette méthode que je souhaiterais de me pouvoir*

servir. Elle retranche d'abord tout ce qui est choquant; elle dissipe les nuages du beau tour et fait cesser les supériorités que l'éloquence et l'autorité donnent aux grands hommes (immer höflich, auch wenn er grob wird!), pour ne faire triompher que la vérité. Freilich ist die Kirche unfehlbar; aber stellt denn jede beliebige Versammlung, die sich Concil nennt, die Kirche dar? Hundertmal habe ich gefragt: wodurch legitimirt sich ein echtes Organ der Kirche? Und Sie antworten mir nur mit Allgemeinheiten. Derjenige untergräbt am meisten die Autorität der Kirche, der sie zu leichtfertigen Entscheidungen veranlaßt; der ewige Wechsel wird am besten verhindert, wenn man darin vorsichtig und besonnen ist. Wir sind die wahren Katholiken, die wir nicht zugeben, daß durch unbesonnene Entscheidungen der heilige Name der katholischen Kirche beeinträchtigt werde.“

Bossuet hatte gewünscht, daß zu den Unterhandlungen auch ein protestantischer Geistlicher gezogen werde; Leibnitz (21. Juni 1701) versteht das so, als ob ihm Molanus nicht genüge; dagegen protestirt der Bischof 12. August sehr entschieden: Molanus' Cogitationes privatae wären der beste Weg gewesen, eine Verständigung anzubahnen, aber dieser scheine sich ganz zurückgezogen zu haben. — Entgegenkommen können wir euch nur in Fragen der Disciplin; in den Dogmen ist es unmöglich. Les affaires de la religion ne se traitent pas comme les affaires temporelles, que l'on compose souvent en se relâchant de part et d'autre, parceque ce sont des affaires dont les hommes sont les maîtres. Mais les affaires de la foi dépendent de la révélation. Es würde zu nichts führen, wenn ich hier sehr zu unrechter Zeit den Gemäßigten spielen wollte. Die wahre Mäßigung besteht darin, daß man sich klar und bestimmt ausdrückt, um keine Zeit zu verlieren. Ihr schlagt uns, um der Kirchenvereinigung willen, Mittel vor, die uns in ein viel schlimmeres und unheilbareres Schisma treiben würden, als das, welches wir heilen wollen. Wir sollen die Beschlüsse des Tridentiner Concils suspendiren; wie können wir das? Wir haben sie alle unterschrieben, und sie sind die Regeln, nach denen wir urtheilen. Ihr gebt die Unfehlbarkeit der Kirche zu, aber ihr bestreitet uns jedes Mittel, sie kenntlich zu machen. Das neue Concil, das ihr vorschlagt, würde damit anfangen, alle bisherigen Lehren der Kirche in Frage zu stellen. Laissez nous donc en place comme vous nous y avez trouvés, et ne forcez pas tout le monde à varier ni à mettre tout en dispute; laissez sur la terre quelques chrétiens qui ne rendent pas impossibles les décisions inviolables sur les questions de la foi, qui osent assurer la religion, et attendre de Jésus-Christ, selon sa parole, une assistance infaillible sur ces matières. C'est là l'unique espérance du christianisme. — Soll eine Annäherung stattfinden, so gebt ihr nach, prüft eure Dogmen von Neuem; ihr könnt es, wir können es nicht. Das ist ein Vortheil auf

unserer Seite, aber dieser Vortheil liegt in der Natur der Sache; warum seid ihr abgefallen? — Daran schließt sich eine neue Darstellung der Kirchengeschichte in 62 Artikeln vom katholischen Standpunkt, damit Leibniz nicht behaupten könne, er habe ihn widerlegt (II. 396—426).

Nun wirft auch Leibniz alle Rücksichten bei Seite. — Gut declamirt! ruft er aus; aber wir unsrerseits müssen euch bitten, de laisser sur la terre des gens qui s'opposent au torrent des abus, qui ne permettent point que l'autorité de l'église soit avilie par de mauvaises pratiques et qui ne souffrent point qu'on abuse des promesses de Jésus-Christ pour établir l'idole des erreurs: autrement c'est rendre l'assistance de Jésus-Christ, unique espérance des chrétiens, très obscure et très incertaine. Also ihr könnt nichts zurücknehmen? — vergebens schmeichelt ihr euch, daß ihr darin einen Vortheil habt, comme s'il était permis à une bande de petits évêques italiens, courtisans et nourrissons de Rome, peu instruits et peu soigneux du vrai christianisme, de fabriquer dans un coin des Alpes, d'une manière désapprouvée hautement par les hommes les plus graves de leur temps, des décisions qui doivent obliger toute l'église si nous les voulons croire. Non, Monseigneur, un tel concile ne passera jamais. — Auf Bossuets kirchengeschichtliche Darstellung sendet er 5. Febr. 1702 eine Entgegnung ein (II S. 429—48), die ein ausführliches Studium verdient, die wir aber hier übergehn müssen. Er kommt zu dem Resultat: auch auf die heil. Schrift sind die Gesetze der gewöhnlichen Kritik anzuwenden; er sagt von Luther, daß ihm das Menschengeschlecht Hoffnung und Freiheit verdankt; er wird einige Male sogar recht spöttisch. Nicht mit Unrecht bezeichnet der Herausgeber diese Denkschrift als die Grundlage der modernen Exegese.

In Rom war man mit Bossuet nicht ganz zufrieden (vgl. Introd. I S. 62—66); man wollte die Unterhandlungen nicht aufgeben. In einem Brief an den Cardinal Davia, 1702, schreibt Leibniz, ein neuer Versuch könne nicht sub auspiciis hannoveranis, weil nunmehr England im Wege steht, sondern Se. hochfürstl. Durchlaucht zu Wolfenbüttel geschehn. Der sächsische und preussische Hof — vielleicht auch der russische — könnten nützlich concurriren. Vor allem müßte der Papst einem gelehrten und gemäßigten Mann unbedingte Vollmacht erteilen. — Die Sache war die: im Sommer 1701 war eine englische Gesandtschaft in Hannover angekommen, um Sophie als Nachfolgerin der Königin Anna zu erklären: eine Thronfolgeordnung, die auf den Protestantismus gegründet war. — Die berliner Versuche 1703, die evangelische Kirche zu constituiren und die helmstädter Intriguen 1708, die mit dem Uebertritt Anton Ulrichs endeten, übergehn wir

hier. — Ueber die Ausgabe im Allgemeinen behalten wir uns weitere Bemerkungen vor.

Julian Schmidt.

Bilder aus Altbayern.

2.

Sehr hübsch ist, was Steub über einen Gegenstand sagt, der dem Lande nächst der Luft das Wichtigste und auch dem Fremden nächst Berg, Wald und See von besonderstem Interesse schon deshalb ist, weil er ihn in Bayern zu jeder Zeit und aller Orten wie ein fünftes Element umgibt. Der fröhliche Klang klappernder Bierkrügeldeckel begrüßt ihn, wenn er das Bett verlassen, und ein milder Schlaftrunk labt ihn, ehe er sich zu Raste legt. Wie anderwärts das Gespräch vom Wetter oft Fremde zusammenführt und bisweilen der Anfang lebenslang dauernder Freundschaften wird, so leitet hier häufig die Frage: Ist's frisch angestochen? die angenehmsten Bekanntschaften ein. Vellagenswerth ist, daß wir noch keine Geschichte des biedern Nationalgetränks der Bayern besitzen. Indes weiß man, daß der freundliche Saft bis in die grauen Zeiten des neunten Jahrhunderts hinauf bajuvarische Herzen erquickte. In einer Urkunde von 816 wird eine „carrada de cerevisia“ als Abgabe von der Kirche zu Böring erwähnt. 1293 geschah das jetzt Undenkbare und noch lange nicht genügend Erklärte, daß die Herzöge Ludwig und Otto geboten, es solle in ihrem Lande zu Bayern ein ganzes Jahr hindurch kein Bier mehr gebraut werden. Erfreulicher dagegen ließ sich das Jahr 1542 an, wo der Landtag das Sommerbier auf zwei Pfennige und das Winterbier auf drei Heller die Maß festsetzte.

Ein sprechendes Zeichen edler bayerischer Einfalt ist, daß das Land zu allen Zeiten nur Ein Bier braute — eins, aber einen Löwen. „Nicht ohne großes Selbstbewußtsein blickt der Bayer auf die bunte Musterkarte norddeutscher Gebräue mit ihren lächerlichen Titeln, auf den Brausegut am Harz, den Beißdenkerl zu Voigdenburg, den Hund zu Bremen, den Stürzdenkerl zu Dornburg, die Caccabulla zu Duisburg, den Krabbelerwand zu Eisleben, den Maulesel zu Jena, den Mordundtod zu Köpenik, das Lumpenbier zu Wernigerode und so viele andre, die sich alle nach seiner Meinung nur in so fern unterscheiden, als sie sämmtlich mehr oder weniger ungenießbar sind.“